

MZ 44  
K 1 55 A

RIPPNANN, ERNST

Durch Busch und Sand in Neuchâtel.

Zürich: Wanderer Verlag, 1940.

Buchschmuck von Hellmuth Kury, Zürich.

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Switzerland.

Druck: Reutimann & Co., Zürich.

Verlagsnummer 82.

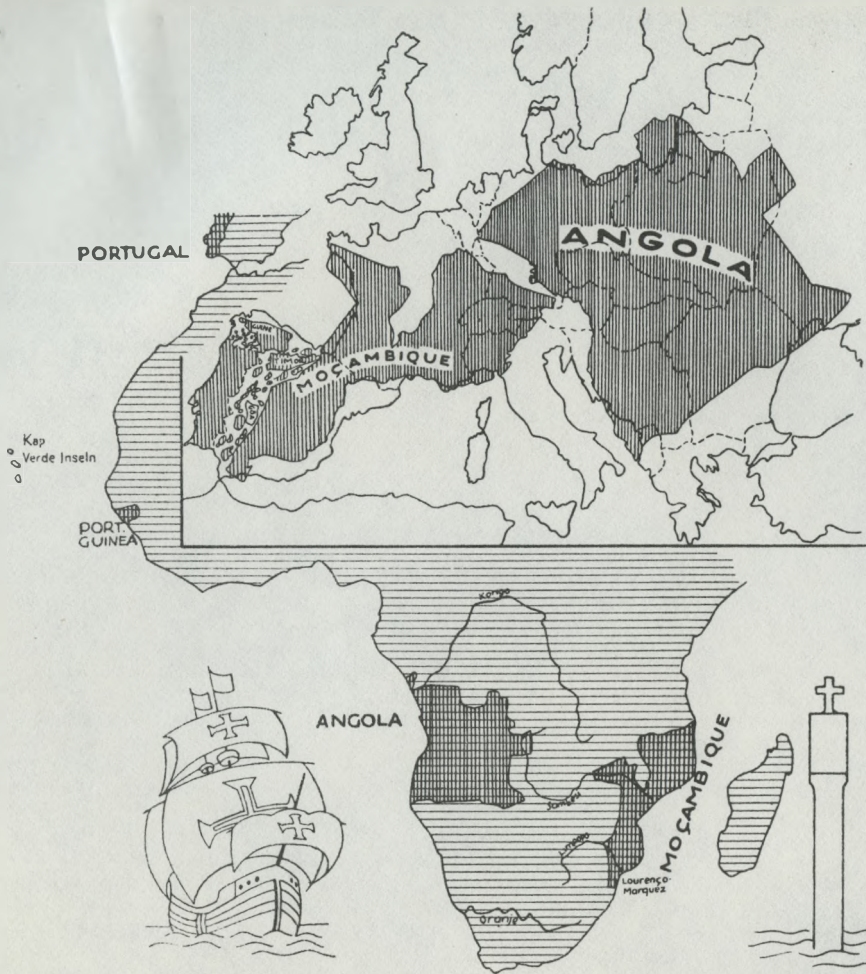
19 1/2 63

### Vorwort.

Wie der Missionsauftrag der sendenden Schweizer Kirchen in der portugiesischen Kolonie Mozambique ausgeführt wird, zeigt die vorliegende Darstellung. Sie beruht auf persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen aus dem Jahre 1933 und auf Gesprächen mit Weißen und Schwarzen. Sie beschränkt sich darauf, in Beispielen das diesem Missionsfeld Eigentümliche mitzuteilen. Sie kann an den brennenden Problemen, welche ein fest verankertes Heidentum, eine nationalistisch und katholisch orientierte Regierung einer nicht portugiesischen, evangelischen Minderheit stellen, nicht vorbeigehen. Wie sich die evangelische Kirche der schwarzen Ronga- und Shonga-leute während eines halben Jahrhunderts entwickeln und wie sie standhalten konnte, zeigen die vorliegenden Ausführungen. Sie werden der Heimatgemeinde der Schweizer Mission in Südafrika als ein Zeichen des Dankes der schwarzen Christengemeinden übermittelt, und sie sollen zur Stärkung des Glaubens an Gottes mächtiges Walten in der weiten Welt dienen.

Zürich, am Neujahrstage 1940.

Ernst Rippmann.



Portugal nimmt mit seinen Kolonien die vierte Stelle der europäischen Kolonialmächte ein, verglichen mit Europa ohne Rußland, umfassen sie mehr Quadratkilometer als ganz West- und Mitteleuropa.

	km <sup>2</sup>	Einwohner (1935)		km <sup>2</sup>
Portugal (Kont.) . . . . .	89 106	6 660 633	Spanien (Kont.) . . . . .	505 202
Azoren . . . . .	2 392	162 055	Frankreich . . . . .	560 986
Madeira . . . . .	870		England . . . . .	244 734
Kap Verde . . . . .	2 930		Italien . . . . .	308 717
Guinea . . . . .	36 126	426 009	Deutschland (nach Versailles) . . . . .	472 000
S. Tomas- und Prinzip-Inseln . . . . .	971	39 060	<b>Total</b>	<b>2 091 639</b>
Angola . . . . .	1 255 755	3 225 015		
Moçambique . . . . .	756 112	4 096 011		
Oaa, Indien . . . . .	3 806	579 969		
Malau . . . . .	14	157 175		
Timor . . . . .	18 989	465 996		
<b>Die Kolonialländer umfassen</b>	<b>2 077 965</b>	<b>9 059 290</b>		

Die Segel der Schiffe der portugiesischen Seefahrer waren mit dem großen Christus-Kreuz geschmückt. Auf Korallenfelsen aufgemauerte Steinjulen, die mit einem Kreuz und mit dem portugiesischen Wappen getront sind, zeigen uns heute noch den Weg, den die größten Entbeder der Erde nach Osten genommen haben.

## Inhalt.

Vorwort . . . . .	5
I. Im Land der Portugiesen	
1. Ueber die Grenze . . . . .	9
2. Ein Sonntag in der Großstadtgemeinde . . . . .	13
3. Festtag der Schule . . . . .	15
4. Das Doppelantlitz der Stadt . . . . .	17
5. Die Portugiesen . . . . .	21
II. „Wie können denn Schwarze in diesem Lande leben?“	
6. Dem Süden zu . . . . .	28
7. Ausfähige in Matutuen . . . . .	32
8. Keine Männer . . . . .	34
9. Ein Glodenlied . . . . .	38
10. „Lebendig begraben!“ . . . . .	40
11. Von Ochsen gezogen . . . . .	45
12. Ein Gemeindeabend im Mondschein . . . . .	46
III. Schwarze unter sich	
13. Schwarze Mütter . . . . .	50
14. Arbeit, Musik und Tanz . . . . .	58
15. Leichtfertiges Volk . . . . .	66
IV. Wege in die Freiheit	
16. Das große Fest des Blauen Kreuzes . . . . .	72
17. Volk und Kirche . . . . .	82
18. Der weiße Arzt und der schwarze Zauberer . . . . .	94
19. Ein großer Festtag . . . . .	100
20. Neue Jugend . . . . .	105
21. Gespräch in der Nacht . . . . .	109
22. Der Wunderbaum und das Kirchlein mit den drei Grasskronen . . . . .	115
23. Dan Malungans Wunsch geht in Erfüllung . . . . .	119
24. Die Jugend erhebt sich . . . . .	128
25. Bei den Seminaristen von Schibututuin . . . . .	134
26. Der singende Chausseur . . . . .	141
27. Auf dem Dünenhügel von Ritatla . . . . .	147
28. „Es wird Frühling“ . . . . .	157
29. Paradisus Terrestris . . . . .	159
Anhang: Afritanische Musik auf Grammophonplatten	
Filme . . . . .	161
Bibliographie . . . . .	163
. . . . .	164

Kruselhaar war in derselben Weise zu einer roten Zottel-  
frisur umgewandelt worden, wie wir es schon oft vorher bei  
Frauen, die mit Geistern zu tun haben, beobachtet hatten.  
Man mischt roten Sand mit Fett, zieht die kruseligen Haare in  
die Länge und beschmiert diese damit. Die arme Kleine mit den  
sehnüchtig blickenden Augen war von einer rotgrauen Schicht von  
Ocker sand und Asche bedeckt; niemand ist da, der sich um die Pflege  
des Kindleins bemüht.

„Das ist eine Schinyamukwaffane“, sagte Bernhard Terisse.  
„Diese entzündende Kleine haben ihre Eltern zur Geisterbraut ge-  
macht. Dort, außerhalb des Dörchens, liegt ihr Hüttchen. Sie  
gehört dem Rachegeist, der die Familie verfolgt und plagt. Als  
Geisterbraut ist ihr das Spiel mit den andern Kindern verboten.  
Sie kann später nicht Frau und Mutter werden. Die Angst vor  
den Geistern ist in dieser Familie, die vom Unglück heimgesucht  
wurde, so groß, daß die Mutter ihr Kindlein opfern muß.“ So  
spielen verderbliche Mächte in das Leben der schwarzen Familie  
hinein. Dem zeretzenden Gift des Heidentums sind sie zum Opfer  
gefallen. Widersinnige Gebräuche, schicksalschwere Beschwörungen  
und unheilswangere Verfluchungen begleiten das schwarze Volk  
von seinem ersten bis zu seinem letzten Tage.

Man muß die Mütter vor sich sehen, um zu verstehen, daß erst  
dann den Schwarzen das Heil widerfährt, wenn jene für Jesus  
Christus, den Weltüberwinder, gewonnen sind.

Das Lieblichste und Innigste im Busch von Mozambique sind  
die jungen Mütter und ihre Kindlein.

#### 14. Arbeit, Musik und Tanz.

Ohne schwere Arbeit kann sich der Schwarze sein Leben nicht  
sichern.

Gewiß sind die Ansprüche der Schwarzen kleiner, als die der  
Weißen. Sie geben sich mit einem Leben zufrieden, das ein  
Weißer nicht aushält. Auffallend unvollkommen sind die Werk-

zeuge, deren sich der Schwarze bedient. Um so mehr hängt der Erfolg der Arbeitsleistung von der Gewandtheit und der Muskelkraft des farbigen Mannes ab.

Wie mühevoll ist doch die Herstellung von Töpfen in Afrika, wo die Töpferscheibe nicht bekannt ist! Welche Schwierigkeiten verursacht das Schmelzen von Metallen und die Herstellung von eisernen Haden, Speer- und Pfeilspitzen! Die Handwerkszeuge und die Gebrauchsgegenstände versehen die Schwarzen mit dekorativem Schmuck. Damit wollen sie doch sagen, daß ihnen dieselben lieb und wichtig sind.

Selbst der Anbau und die Zubereitung der zum Leben notwendigen Nahrungsmittel sind mühsam genug. Das Dreschen, Reinigen und Enthülsen der Mais- oder Reiskörner, das Mahlen auf der Handmühle, das Zerstoßen im Mörser und das Kochen erfordern eine Reihe von komplizierten Arbeitsprozessen und langwierigen Operationen.

Wenn die Sonne am Untergehen ist und die während der Mittagszeit kaum sichtbaren Schatten der Bäume der Wildnis ihre dunkelviolette Farbe annehmen und wachsen, dann hört man jenes rhythmische Geräusch des Zermalmens der Maiskörner im tief ausgehöhlten Holzmörser. So geschieht sind die schwarzen Frauen, daß sogar zwei oder drei um einen großen, hölzernen Mörser stehend, mit ihren etwa zwei Meter langen Keulen oder Stößeln den Mais in feinstes Mehl zerstoßen können. Jede gibt, ehe sie einen Schlag tut, dem Körper einen Schub nach oben, um Kraft in den Stoß zu legen. Und sie halten genau Takt, so daß die zwei oder drei Keulen nie im selben Augenblick in den Mörser schießen. Sobald eine Keule in den Mörser fährt, ertönt ein Pfiff, während die beiden anderen Frauen ihre Stößel hochheben und dazu ein ganz kurzes Arbeitsverschen singen. Nach und nach kommen alle Frauen des Dörschens in denselben Rhythmus hinein. Im Wechseltakt geht die mühevolle Arbeit scheinbar ohne Anstrengung vonstatten. Zum Rhythmus des Stoßes kommen Pfiff und Ton, und so wird rasche und vorzügliche Arbeit geleistet.

In Tschaka sah ich ein etwa vierjähriges Mädchen, das geschickt wie seine Mutter den Stößel in den Mörser stieß. Die Kleine hatte schon Sinn für Arbeitsrhythmus.

Müssen die großen Felder des Häuptlings gehackt werden, dann stellen sich die Frauen in einer Reihe auf, und im Gleichtakt der fallenden Hacke geht die Arbeit munter ihren Weg. In vollkommener Regelmäßigkeit heben und senken die Schwarzen ihre kurzstieligen Hacken, die Luft erschallt von Gesängen, welche den Takt halten sollen:

„Bück dich, o, sie richtet sich auf,  
ihre Mutter ist eine Hege.“

So singt man bei den Basuto in Südafrika. Die Hacken arbeiten mit immer größerer Schnelligkeit, der Sand fliegt unter den Flüssen auf und die Arbeit vollzieht sich wie ein Tanz.

In der Nähe von Massana in Nordtransvaal, wo die jüngste der Schweizer Missionsstationen steht, begegneten wir Straßenarbeitern, welche nicht nur die Hacken im Takt in die Höhe hoben, sondern zugleich tanzende Bewegungen mit ihren Beinen machten und ein Taktlied sangen.

In Mozambique fehlen die Brücken über die breiten, sandigen Flüsse. Auf Fähren werden die Autos durchs Wasser gebracht. An Rabeln zu beiden Seiten der Fähre wird dieselbe ans andere Ufer gezogen. Die schwarzen Fahrleute heben dazu im Dreivierteltakt ihre Beine und singen ein rhythmisches Lied.

Spät am Abend kamen wir mit unserem Auto von Tschaka an den Limpopofluß zurück. Wir fürchteten zuerst, daß niemand mehr an der Fähre sei, um uns übersetzen zu können, weil es dunkel war. Nach einigen wenigen Minuten waren die Männer da. Sie kannten uns ja schon, und im Nu hatten sie ein improvisiertes Liedchen bereit. Sie sangen:

„Schweizer sind auf unserer Fähre,  
Wir sind alle Schweizer.“

Im Dienste der Weißen suchen die Schwarzen die ihnen aufgetragene Arbeit zu leisten, indem sie sie rhythmisch gestalten und ihre kleinen, eintönigen Melodien dazu fingen.

Musikinstrumente sind ebenso wertvoll wie Werkzeuge. Dafür sprechen ihre große Verbreitung und die Sorgfalt, mit der sie hergestellt werden. Es ist kein Kraal in Süd- und Ostafrika zu finden, in dem Trommeln, Rasseln, Hörner, Pfeifen und Flöten aus Schilfrohr oder Knochen fehlen. Die Gora und das Schitende, Instrumente, die aus einem Bogen, einer Saite und einer getrockneten Kürbisfrucht als Resonanzboden hergestellt sind, kennen die schwarzen Südafrikaner schon seit Jahrhunderten. Der Gitarre ähnliche Instrumente sind dazu gekommen. Großer Beliebtheit erfreuen sich die von den Schwarzen hergestellten Okarinas, denen sie gedämpfte Töne entlocken können.

Das wichtigste aller Musikinstrumente, das mit großer Sorgfalt hergestellt wird und das in Bau und Verwendung von Material die größte Mannigfaltigkeit zeigt, ist die Trommel. Ein Wort genügt, um ihre Bedeutung für das ganze Volksleben kund zu tun. Mit dem rhythmischen Trommelschlag werden Geister gewedt und herbeigelockt. Wenn Trommeln ertönen und den ganzen Busch mit ihrem unheimlichen, verwirrenden Echo erfüllen, findet der Schwarze die Verbindung mit den überirdischen Mächten.

Das vornehmste aller südafrikanischen Musikinstrumente ist das Mbila, ein aus 13 genau abgestimmten Holzplättchen bestehendes Hackbrett. Diese sind untereinander mit Riemen aus Antilopenfell verbunden und über einen Bogen gespannt. Unter jedem tönenden Brettchen ist an einem Querholz die kugelförmige, ausgehöhlte und mit einer Membran versehene Sala- oder Kürbisfrucht oder auch nur eine Blechbüchse befestigt, welche die Resonanz bewirkt.

Mächtige Häuptlinge rechnen es sich zur Ehre, ein Timbila-Orchester in ihrem Hofstaat zu halten. Wie alt diese Musikinstrumente sind, mag daraus ersehen werden, daß João dos Santos auf seiner Erkundungsfahrt der ostafrikanischen Küste entlang im



Jahre 1586 solche Xylophone entdeckte und beschrieb. Während die Musikanten diese Instrumente mit zwei mit Wachs oder Därmen umwickelten Schlägern sitzend spielen, werden die Bassinstrumente mit entsprechend breiteren Tonbrettchen stehend geschlagen.

Die Vorführungen eines Xylophonorchesters beweisen, daß die Schwarzen musikbegabt sind. Die Quint und die Quart ziehen sie der Terz vor. Die einfachen Melodien, die sie immer wiederholen, nachdem sie sie einmal fixiert haben, beginnen mit höheren Tönen, steigen in die tieferen und endigen mit dumpfen Klängen. Darum geben diese Tonfolgen den Eindruck des Melancholischen. Damit ist das Wichtigste noch nicht gesagt. Sobald der leitende und die Melodie angegebende Timbila-Spieler hört, daß sein Orchester den Ton gefunden und sich auf die Melodie eingespielt hat, klingt sein auffordernder Ruf an die im großen Kreis um die Musikanten sich scharende Menge. Bald bekommt er auch die Antwort von jungen Männern, welche sich vor das Orchester hin in den Kreis stellen und im Takt ihre Tanzschritte an Ort ausführen. Der Eifer der Timbila spielenden Männer nimmt zu. Auf die aufmunternden Zurufe des Orchesters antworten jubelnd bereits schon mehr tanzende Männer, und jetzt sind beide Gruppen da angelangt, wo sie sich gegenseitig zu stets wachsendem Tanz- und Spieleifer anfeuern können.

Als die Sonne vom Indischen Ozean her ihre ersten rotgoldenen Strahlen in die 12 Kilometer breite Bilen-Ebene sandte und die Höhenzüge zu beiden Talseiten mit dem Tageslicht überstrahlte, brach das Gequake von Abertausenden von Fröschen ab. Das vielstimmige Konzert jeder Nacht in der sumpfigen Ebene verstummte nach und nach. Doch jetzt drangen stöhnende und ächzende Töne durch das Land, um die schwarze Jungmannschaft aufzurufen. Die Herolde des kleinen, dicken Häuptlings von Schitumban bliesen in ihre mehrfach gewundenen Hörner, um bekannt zu geben, daß der Tanzwettstreit auf dem sauber gewischten Dorfplatz heute stattfinden werde. Darauf brachen die jungen Leute in Scharen auf.

Bald hörte man im Doktorhaus, das am Berghang des rech-

ten Limpopotales liegt, das Lachen, Singen und Schwätzen des schwarzen Jungvolkes.

Jrgend ein Bursche sang aus dem Stegreif Spottverse, die auf Ereignisse im Leben ihres Stammes Bezug nahmen. Sie sind ein Ausdruck natürlichen Volksempfindens. Das begleitende Jungvolk sang jeweilen lachend den Rehrreim dazu.

Schon seit Wochen waren die Tänze auf sandigen Plätzen außerhalb der Dörfer eingeübt worden. Auch das kleinste Dertchen hatte sich einen gut bezahlten Tanzmeister geleistet.

Als wir Weiße auf sandigen Pfaden durch den Dornbusch uns dem Dorf Schikhumban näherten, drang ein vielstimmiges, rhythmisches Geschrei an unsere Ohren. Das Tanzfest war bereits in vollem Gange. Hunderte von schwarzen jungen Leuten hatten sich zu einem Ring zusammengeschlossen. Außerhalb des Dörschens und zwischen den Rundhütten bereiteten sich einzelne Tanzgruppen vor, bis sie ein Pfiff in die Arena rief. Als wir auf dem braunen Dorfplatz erschienen, erhoben sich sogleich die Häuptlinge und die Dorfältesten, von denen einige schwarze Wachs kronen auf dem Kopfe trugen. Sie wiesen uns die besten Plätze auf wadeligen Stühlen mit gedrechselten Rücklehnen und auf Holzkistchen im Schatten großer Bäume an. Eine unbarmherzig glühende Sonne sandte ihre stechenden Strahlen auf die vielen hundert barhäuptigen, schwarzen Menschen.

Die schwarzen Tänzer waren mit dunklen Trikots bekleidet. Um die Lenden hingen lange, blaue Tücher. Mit Geschmack und Geschick hatten die schwarzen Mädchen sie zuvor mit bunten Glasperlen bestickt. Da sieht man auf dem einen Lendentuch ein stilisiertes Vöglein auf einem Baum sitzen; dort wächst aus einem Topf eine bunte Blume. Wie Chrysanthemen sehen die aus den gelockten, weißen Endhaaren des Ruchschwanzes hergestellten und mit einem farbigen Knopf zusammengehaltenen Rosetten aus, welche da und dort auf Brust oder Rücken befestigt sind. Ein Tänzer hatte sich weiße Wattenbausche aufnähen lassen. Um die Unterschenkel hatte der eine oder andere Tänzer trockene Cocons der

Masoroastaude, die an einer Schnur aufgereiht sind, gebunden. Die Kerne geben ein klapperndes Geräusch, sobald sich der Tänzer bewegt. Einzelne Tänzer machten sich ein Vergnügen daraus, die Weißen nachzuahmen. Der eine hatte sich aus Draht eine Brille zurecht gebogen; ein anderer hatte auf seinen Kopf einen mächtigen Federbusch gesetzt und sich um das Kinn einen langen Bart gehängt; der dritte erschien sogar mit einem Tennisschläger, den er mit bunten Tüchern umwickelt hatte. Jeder Tänzer trug in der rechten Hand einen langen Stab, der den Speer ersetzt, und in der linken einen Schild aus steif gegerbtem Rindsleder. Jeder war mit geometrischen Figuren aus dunkleren oder helleren Rindshautstücken hübsch verziert.

Jetzt marschierten die festlich geschmückten jungen Männer auf; einer folgte dem andern. Der gastgebende Häuptling von Schitumban und das würdige Kollegium der Tanzrichter wurden mit lautem Geschrei und mit dem Schlagen des Schildes begrüßt. Die Ruhhörner, welche die vordersten Männer auf den Achseln trugen, wurden vor dem geweihten Dorfspahl niedergelegt oder an denselben aufgehängt. Die Tänzer, an die sich noch einige halbwüchsigge Burschen angeschlossen hatten, bezogen ihren Platz in mehreren Reihen hintereinander.

Im Hintergrund, dem Richterkollegium der Dorfhäuptlinge gegenüber, drängten sich die Frauen und die Mädchen der zur Tanzkonkurrenz antretenden Dorfschaft zwischen der Menschenmenge hindurch und rüsteten sich zur musikalischen Begleitung. Der schwarze jugendliche Tanzlehrer gab den Ton mit Pfiffen und Händeklatschen an, und jetzt erscholl das schrille Pfeifen, Schreien und rhythmisches Klatschen im Rücken der jungen Männer, die sogleich mit ihren Tanzschritten einsetzten.

Genau nach dem Rhythmus der gepfiffenen, geklatschten und gesungenen Begleitung hoben die Männer ihre Beine und schlugen die Knie bis hinauf zur Brust. Sie stampften auf den Boden, daß er leicht erzitterte. Jeder einzelne tanzte für sich an seinem Platz eine Grube in den Sand. Einzelne Männer schienen in Raserei zu

geraten; ihre Körper zitterten; Geiser trat aus dem Mund, und ihre Augen starrten leer in die Weite. Schweiß trat aus allen Poren. Kein Fehltritt durfte den Rhythmus stören. Die Pfiffe des Tanzmeisters sorgten, daß Melodie und Tanz im Einklang blieben. Jetzt sprang ein altes Weib, dessen Haar mit rotem Lehm in eine seltsame Zottelfrisur umgewandelt worden war, trillernd vor den tanzenden Männern im Kreise herum. „Mikulungwan“ nennt man die trillernden Jubelrufe, welche die Frau ausstieß, indem sie die Zunge von einem Mundwinkel zum andern hin und her bewegte. Sie war hingerissen von der wilden Tanzleidenschaft, welche alles Volk gepackt hatte. Noch hatten die Tänzer ihr Letztes nicht hergegeben. Aus der Menschenmenge löste sich eine stattliche, ungewöhnlich große, tiefschwarze Frau. Sie trug ein blaues Tuch mit einer weißen Borte um den Leib gewickelt. Sie schritt in gehaltenem Tanzschritt, indem sie jeweilen einen Takt vorbeigehen ließ, langsam und gemessen vor den tanzenden Männern ihres Dorfes vorbei. Der Tanzeifer wuchs; die Tanzschritte wurden immer wuchtiger, straffer und wilder. Man kämpfte doch um den Ruhm, im ganzen Lande die beste Tanzgruppe zu sein!

Von Viertelstunde zu Viertelstunde marschierte eine neue Dorfschaft auf. Als sich die Männer von Schikhumban näherten, wurde das Begrüßungsgeschrei noch lauter und der Lärm der Zuschauer noch größer. Dem alten, häßlichen Dorfhauptling mit der breitgedrückten Nase und dem wuchernden, lodigen Bärtchen erschienen die Leistungen der Männer nicht zu genügen. Zudem mußte er den Eindruck, den der Tanz des Nachbarorfes hervorgerufen hatte, verwischen. Jene waren durch das stattliche, schöne, schwarze Weib angefeuert worden; er trat jetzt selber vor seine Tänzer hin und gab mit Wucht den Tanzschritt an. Sein kariertes, schottisches Lendentuch und das Uffensell, das er sich umgebunden hatte, flatterten in der Luft, wenn er zum Tanzschritt ausholte.

Der Tanzplatz war zerwühlt und aufgerissen. Die Begeisterung der Zuschauer wuchs von Minute zu Minute; die Leiden-

schaft steckte die Zuschauermenge an; das Geschrei wurde immer größer; ein wahrer Taumel ergriff das schwarze Volk, das wieder einmal Lebensfreude empfand. Eine durch den Rhythmus des Tanzes und des Lärmes hervorgerufene Verzüdung umgarnte sie.

Als sich die Sonne zum Untergang rüstete, wurde nach langen Beratungen die beste Tanzgruppe ausgerufen. Der Dorfhauptling von Schikhumban ergriff eine Art, hieb eine Kerbe in den heiligen Dorfspahl und verkündigte mit lauter Stimme: „Schikonel hat am besten getanzt.“

Dann zogen die Tanzgruppen nach Hause. Die Dorffeuer flammten auf; während der ganzen Nacht nahm das Fest seinen Fortgang.

Der Rhythmus beherrscht die Arbeit, die Musik, den Gesang und den Tanz des schwarzen Volkes. Er verbindet seine mannigfaltigen Lebensäußerungen zu einer vielgestaltigen Einheit.

## 15. Leichtfertiges Volk.

Trotzdem der Busch von Mozambique keine dichte Bevölkerung aufweist, trifft man viele Leute unterwegs. Es gibt Routen, die von den Weißen selten befahren werden und deshalb wieder überwachsen sind. Die Schwarzen aber haben darin ihre eigenen Zickzackwege ausgelaufen. Sie vermeiden es, auf der geraden Straße geradeaus zu gehen. So tief sitzt in ihrem Herzen die Furcht vor den sie verfolgenden Geistern, und so schlau sind ihre Versuche, ihnen zu entinnen.

Da geht der Batschopi mit seinen Timbila elastischen Schrittes seines Weges. Hier huscht der Jäger mit dem kurzen und wohlausgeglichenen Wurfspeer oder mit seinem mannhohen, mit einem Lederriemen bespannten Bogen vorbei. Dort stehen im träge dahinfließenden Wasser schwarze, nackte Jungen, welche Fischrunsen legen. Stolz trägt auf seinem Haupt ein Induna, ein Ratgeber

des Häuptlings, seine schwarze, dem Kopf wohlangepaßte Wachskrone. Seine Lenden sind mit Affen- und Wildkatzenfellen geschmückt. Der Händler mit den aus weißem Holz geschnitzten Löseln und der Bierstiebe zum Kaufe anbietende Handwerker sind auf dem Wege. Burschen aus der Stadt, die europäische Kleider tragen, wandern heimzu. Hirtenbuben, die nur spärlich bekleidet sind und außer ihren Lendensellen etwa noch eine abgetragene Weste tragen, springen ängstlich ins Buschwerk zurück, wenn sie ein Auto heransfahren sehen. Männer und Frauen, welche auf dem Felde baden, eilen wohl auch grüßend an den Straßenrand, weil sie im Auto einen portugiesischen Regierungsbeamten vermuten. Wassertragende Frauen gehen lachend und scherzend gemessenen Schrittes hintereinander her. Grüne Zweige haben sie oben auf die bauchigen Töpfe gelegt, damit ja kein Tropfen des kostbaren Wassers verloren geht. Mit langem, dürrtem Holz schwer beladene, kleine Esel werden vorbeigetrieben. Nur selten sind zweirädrige Ochsenwagen zu sehen.

Wenn es zu Trinkgelagen geht, dann haben die schwarzen Leute große Eile. Leichten, hüpfenden Schrittes eilen sie dem Dörschen zu, wo man heitere und sorglose Stunden verleben möchte.

Die schwarzen Frauen verwenden einen Teil der Ernte des Getreides, des Mais, des Maniok, der Ananas und der Früchte der Akazienbäume zum Bierbrauen. Sie sind es, die zum Tanze beim Trinkgelage die Trommeln schlagen und die zum Bierfest Antrieb geben.

In den tief im Busch versteckten Dörschen sind die Schwarzen unter sich. Da ist niemand, der ihnen Einhalt gebietet, und sie selber können die Grenzen der Zucht und der Ordnung nicht innehalten. Der übermäßige Biergenuß löst die Zunge und bringt das Blut in Wallung. Ein leichtfertig hingeworfenes Wort ist Anlaß genug zum Streit, der oft in furchtbare Schlägereien ausartet, ja mit Totschlag endigt. Bevor es sich die Schwarzen versehen haben, sind die Grenzen des Zulässigen und Zuträglichen überschritten; schon nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Gäste und Gastgeber

So erscheinen die jungen Leute jeweilen am Sonntag nach dem Gottesdienst. Dann beginnt ein unterhaltsames Gespräch. Maurice Schaller zeigt ihnen die Bilder des Tages aus der weiten Welt und teilt ihnen die Ereignisse der Woche mit.

Ebenso finden sich die Schüler wieder am Sonntagabend ein, wenn sie von einer Evangelisationsfahrt zurückgekehrt sind und jetzt ihrerseits von ihren Erfahrungen berichten können.

„Darf ich Sie zu einem Rundgang durch unsere Station einladen?“ fragte mich Maurice Schaller. Zuerst führte er mich unter einen jener mächtigen Bäume, welche auf dem langgezogenen Dünenhügel stehengeblieben waren; er zeigte mir dort eine kleine, viereckige, zementierte Feuerstelle.

„Heute abend wollen wir hier unsere Abendstunde halten; da werden Sie unsere jungen Leute erst recht kennenlernen.“

Wir schritten auf dem weissen, nur mit spärlichem Gras bewachsenen Hof weiter zur Kirche, die während der Woche in zwei Schulräume geteilt ist. Im Estrich haben viele hundert Fledermäuse ihre Unterkunft gefunden. Wenn die Abenddämmerung einbricht, fliegen sie in dichten Schwärmen aus.

Dann suchten wir den kleinen Friedhof auf. Er liegt mitten im wildgewachsenen Busch und ist von einem Zaun umgeben. Dort ruht auch der Schöpfer der Thongakirche von Mozambique, der Pionier Paul Berthoud. Auf der schwarzen, liegenden Marmorplatte sind aus dem Buche Daniel (12, 3) folgende Worte eingegraben:

La'ba dondisiki la'banyingi aku lulama ba  
ta fana ni tinveleti hi minkama ni minkama.

Hlaulekani.

Deutsch:

Die so viele zur Gerechtigkeit weisen, werden  
leuchten wie die Sterne immer und ewiglich.

Seid heilig.

Jetzt warfen wir einen Blick in die bescheidenen Schlafräume und in die Küche der Schüler, in der in mächtigen Töpfen der weiße Mais kochte. Wir begaben uns zu einem zweiten, aus zwei Schulzimmern bestehenden Hause, wo unsere beiden Lehrerinnen das Schulpensum in portugiesischer Sprache behandeln müssen. Am Samstag verwandelt sich der eine der beiden Räume in eine Flick- und Nähstube; die Studenten flicken ihre zerrissenen Kleider unter Anleitung von Elisabeth Morgenthaler. Am Samstagvormittag dient derselbe Raum als Poliklinik. Dort finden sich auch die Patienten aus der Umgebung ein.

Weiter ging es zu den geräumigen Schuppen der Zimmerleute. Wir sahen Alfred Bertrand mit seinen schwarzen Gesellen bei der Arbeit.

„Das ist der Ausgangspunkt für die Bauten, die wir im Land herum errichten. Die Balken für Schulkirchen und für Missionshäuser werden hier für den Bau zugerichtet.“

Etwas im Busch versteckt steht ein zweites Missionshaus auf Pfeilern; dort wohnt Missionar Bertrand mit seiner Familie. In nächster Nähe erheben sich zwei mit Grasziegeln gedeckte Rundhütten, deren eine mir als Gaststube zugeteilt war.

Unser Rundgang endete bei dem etwas abseits liegenden Unterrichtsraum für Taufbewerber.

Wie oft bin ich gefragt worden, welches die Arbeitszweige eines Missionars sind. Auf dem Rundgang habe ich auf diese Frage von Maurice Schaller Antwort bekommen. Als Schuldirektor muß er dafür sorgen, daß ein guter, christlicher Geist regiert und weise Zucht gehandhabt wird. Als Schulmeister hat er die ihm zugeteilten Fächer zu lehren; als Leiter der Jugendbewegung fällt ihm die Aufgabe zu, mit den jungen Leuten in enge persönliche Fühlung zu kommen und sie zur kirchlichen Mitarbeit zu erziehen. Als Leiter der Station und der um Rikatla herum liegenden christlichen Zweiggemeinden fallen ihm die Seelsorge und der Kirchendienst zu. Die sonntägliche Morgenpredigt hat ihre große Wichtigkeit, weil für die von weither kommenden Christen und



dem Christlichen Verein junger Männer nachgebildet sind, geführt hat. Wir haben beobachtet, daß sich Organisationen, die ihren Ursprung bei anderen Völkern haben, nicht ohne weiteres in Afrika einführen lassen. Wir müssen uns davor hüten, etwas nachzuahmen, das sich anderswo gut bewährt hat. Andererseits achten wir darauf, daß wir den Kontakt mit den großen internationalen Bewegungen herstellen können. Den Ausgangspunkt zur Bildung der Patrouillen bildete ein Streit, der zwischen zwei älteren Schülern in Lourenço Marques ausgebrochen war, und der dem Schuldirektor André Clerc vorgelegt wurde. Es fiel ihm nicht sehr schwer, eine Versöhnung zwischen den Streitenden herbeizuführen und den schuldigen Schüler zu veranlassen, seinem Kameraden, der ihm Geld geliehen hatte, Genugtuung zu leisten und ihn um Verzeihung zu bitten. An diesen Gesprächen nahmen die Schüler der Klasse teil. André Clerc suchte ihnen begreiflich zu machen, daß sie alle an diesem Streit schuldig waren. Wenn in einer Klasse solche Vorkommnisse möglich sind, so fehlt es am Geist der Kameradschaft und der Verantwortlichkeit. Nun wissen Sie ja, daß die Schwarzen ein stark ausgebildetes Gemeinschaftsgefühl haben. Hier setzte André Clerc ein. Er versuchte, den jungen Leuten klar zu machen, daß es zu diesem Streit nicht gekommen wäre, wenn sie versöhnend und vermittelnd eingegriffen hätten. Sie hatten es aber zur Bildung von zwei Parteien in der Klasse kommen lassen. In diesen entscheidenden Besprechungen hat Gott in den jungen Menschen den Geist der Verantwortlichkeit erweckt. Sie erkannten ihre persönliche Schuld und ihr Versagen. Jetzt war der Streit zu einer Sache zweiten Ranges geworden. Viel wichtiger erschien nun den jungen Leuten die Frage, was ist zu tun, daß in Zukunft solche Spannungen vermieden werden können? Schulgesetze sind nicht stark genug. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Schwarzen genügt auch nicht. Das Neue und Entscheidende, das zur Bildung der Patrouillen geführt hat, ist die Bereitschaft der einzelnen Mitglieder, sich gegenseitig einer Kontrolle zu unterziehen. Dazu dienen die Tagebüchlein, welche die jungen Leute

gewissenhaft führen, und die sie einander vorlesen. Sie stehen gegenseitig in seelsorgerlicher Hilfe und Fürbitte. Eine weitere Gabe, die Gott dem schwarzen Volke verliehen hat, kam der Bildung unserer Patrouillen zu Hilfe. Die jungen Leute anerkennen bereitwillig eine von ihnen bestellte Leitung. Es wurde sogleich der Begabteste zum Leiter der Patrouille gewählt, und ihm und seinen auserlesenen Helfern wurden wichtige Befugnisse übergeben. Körperliche Disziplin, Schulung des Herzens und des Geistes, Pflege des religiösen Lebens und guter Freundschaft liegen in ihrem Pflichtkreis. Das waren die Anfänge für eine fruchtbare Bewegung unserer Stadtbuben von Lourenço Marques. Wir haben in den Patrouillen des Christlichen Vereins junger Männer die äußere Gestalt gefunden, die den Schwarzen entspricht."

Auf dem sandigen Wege zu den Rundhütten der Gäste zeigte mir der Direktor von Rikatla, wie die Patrouillen in der Schuljugend den Geist des Evangeliums erwecken und wie sie am Aufbau der Gemeinde mitarbeiten können.

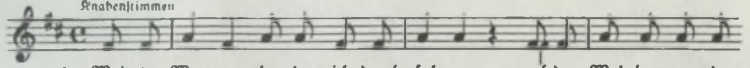
In gewissen Zeitabständen werden die „Ehemaligen“ zu Konferenzen gerufen, die einer geistigen, religiösen und beruflichen Vertiefung dienen sollen. Die Lehrerwoche, an der ich von Lourenço Marques aus einen Tag beiruhnen konnte, fiel zusammen mit dem Besuch Daniel Mariwatis in Mozambique. Sein frischer, lebendiger und beweglicher Geist, seine reiche persönliche Erfahrung in pädagogischen Fragen, seine Gabe des Mitteilens innerer Erlebnisse und kluger Beobachtungen bereicherten die ganze Woche. Dan Malungans Andachten über den Propheten Amos machten einen tiefen Eindruck. Eine brüderliche Abendmahlsfeier verband Weiße und Schwarze mit Jesus Christus, der das Haupt der Gemeinde ist.

Daniel Mariwati hatte einen Abend für eine Gesangstunde mit seinen Kollegen bestimmt. Er übte einen Choral ein, den er selber gedichtet und mit einer eigenen Melodie versehen hatte. Das „Halleluja“, das die Lehrer und Lehrerinnen in Rikatla sangen, lautet also:

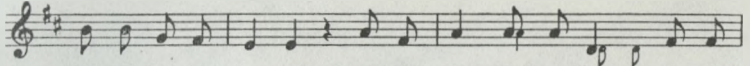
# Halleluja

D. Marivati

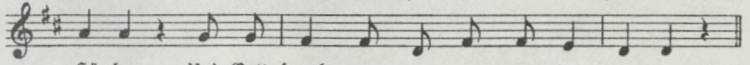
Knabenstimmen



1. Wei-te Mee-re ha-be ich durch-fah-ren, auf dem Wel-len-grun-de
2. Land in Auf-ruhr ha-be ich ge-se-hen, an mei-nem We-ge
3. Heim-ge-kehrt zu mei-ner Strohdach-hüt-te sang ich mei-nem Gott ein

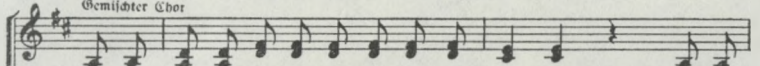


sah den Tod ich lau-ern, mein Ge-bet stieg zu Gott in die  
 wü-te-te das Feu-er. Auf den Knie'n fleh-te ich zu Gott dem  
 Lied voll Lob und Eh-re. Wo ich wand'-re auf der wei-ten



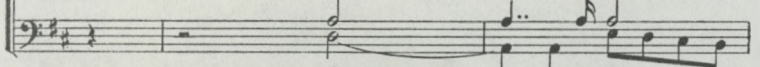
Hö-ße. Und Gott sprach:  
 Va-ter. Und Gott sprach: Hab' nicht Angst, ich bin mit dir!  
 Er-de sagt mir Gott:

Gemischter Chor

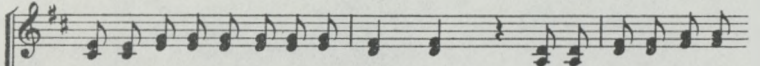


Hal-le-lu-ja, hal-le-lu-ja, hal-le-lu-ja, hal-le-

Hal - - - le - - lu-ja,

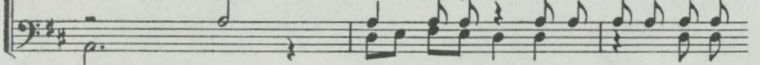


Hal - - - le - lu - - -

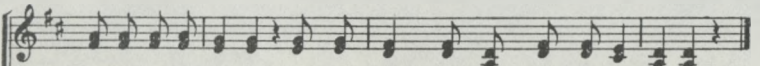


lu-ja, hal-le-lu-ja, hal-le-lu-ja, hal-le-lu-ja, hal-le-

Hal - - - le - lu-ja,



ja, hal-le-lu-ja,



lu-ja, hal-le-lu-ja. Und Gott sprach: Hab' nicht Angst, ich bin mit dir!

## 28. „Es wird Frühling.“

Maurice Schaller und ich schritten durch Busch und Wildnis dem Bahnhof von Rikatla zu. Im weißen Sand ging es steil bergab. Von Zeit zu Zeit wandte sich mein Begleiter zu mir um und machte mich auf mancherlei Merkwürdigkeiten aufmerksam.

„Dort auf diesem leicht erhöhten Hügel sehen Sie Scherben eines rotbraunen Tontopfes, und, an einen Stecken gebunden, einige Lumpen. Das ist das Grab eines Schwarzen.“

Nach einigen Minuten fuhr er fort: „Es wird Frühling. Haben Sie schon gesehen, wie aus den kahlen Zweiglein des grauen Busches da ringsum, noch kaum sichtbar, hellgrüne Knospen hervorstoszen? Das sind die Zeichen der Ankunft des Frühlings. Er stellt sich dies Jahr früh ein. Obschon es seit drei Jahren nicht mehr geregnet hat, kann es in dieser scheinbar toten Natur wieder Frühling werden, weil es so Gottes Ordnung ist. Das wissen die Schwarzen auch; und sie bestellen ihre dünnen, sandigen Maisfelder, obschon sie wissen, daß die Ernte klein sein wird, wenn der Regen nicht fällt.“

Jetzt ging es wieder durch eine schmale Schlucht im Sand bergab. Nach einem Marsch von einer Stunde langten wir beim Bahnhof von Rikatla an. Eine Wellblechbaracke und ein Lagerschuppen bildeten die Stationsgebäude. In großen Harassen wurden dunkelgrüne Bananen Zweige verladen.

Endlich erschien der kleine Eisenbahnzug von Marakuen, der portugiesischen Administratorenstadt her.

Wir nahmen wie gute Freunde Abschied voneinander.

Gegen Mittag fuhr der Zug in den Bahnhof von Lourenço Marques ein.

Die wenigen Tage, die mir noch blieben, waren da, um von meinen Landsleuten in der Stadt und auf der großen Missionsstation Abschied zu nehmen.

Ein letzter, freundlicher Gruß klang mir aus den schmucken Einfamilienhäuschen der Missionsleute entgegen.